

sehr bedrängenden und sehr konkreten Frage der Vermeidung theologisch-naturwissenschaftlicher Konflikte, zu jener Ganzheit des menschlichen Schicksals, von der wir ausgingen: zum „Menschen im Ganzen“, der im Grunde, in radikaler Ursprünglichkeit Jesus Christus ist und in seiner universalen Vollendung (mit Augustinus zu sprechen) der „Christus totus caput et membra“, Christus, der als Haupt alle Christen als Glieder einbezieht in sein Schicksal, in jenes Schicksal, das im christlichen Glauben widerleuchtet – und ein bißchen, neben Irrlichtern, auch noch in der Theologie.

Unsere gegenseitige soziale Verantwortung

Rudolf Heiss

Europa befindet sich nicht zuletzt deshalb in Gefahr, weil es den großen kollektiven Realitäten in Ost und West ohne eine geschlossene geistige Einstellung, ohne festen inneren Halt, gegenübersteht. Die Folge davon ist seine Einbeziehung in den geistigen Einebnungsprozeß, der in den USA und der UdSSR Platz greift, die, wenn auch keineswegs hinsichtlich ihrer Ideologien, so doch bezüglich mancher Massenideale eine Verwandtschaft zeigen.

Die Problemstellung

In Deutschland ist die Situation dadurch gekennzeichnet, daß es in einem ungeheuren Fleiß, der sich oft selbständig gemacht zu haben scheint, die Verluste der letzten Jahrzehnte wieder aufgeholt hat und daß extreme politisch-wirtschaftliche Gegensätze fast verschwunden sind. Die innere Geschlossenheit aber ist weit geringer als in kommunistischen Ländern, wo das Aufgerufenwerden zu verantwortlicher Mitarbeit vor allem an der Jugend nicht spurlos vorübergegangen ist, und auch geringer als in den USA, die sich zur führenden Rolle für die Idee der Freiheit berufen fühlen. Mit Schrecken sieht man, daß sich seit über 25 Jahren, als unser Verhältnis zum Staat desillusioniert wurde, in dieser Beziehung nicht mehr allzuviel gebessert hat. Im Gegenteil, die Nachkriegsregierungen mit ihrer Anerkennung der Kollektivschuld, die in den Hungerjahren gewonnenen Eindrücke, das Überwuchern des Staates durch Interessen von Gruppen, die ständig in Versuchung sind, zu herrschen statt zu dienen, haben mehr und mehr dazu geführt,

den Staat als etwas anzusehen, dem man ausgeliefert ist und gegen den man sich im rechten Augenblick wehren muß. Wie oft verläßt man resigniert eine Behörde, weil sie es dabei bewenden läßt, glatt und überzeugend darzulegen, was auf Grund bestimmter Verordnungen nicht geht, statt einem zu helfen, offenbar die Folge eines mangelhaften Gleichgewichts in öffentlichen Verwaltungen zwischen der Macht auf der einen und öffentlichem Auftrag auf der anderen Seite. Der sich aus all dem beim Staatsbürger ergebende Zwiespalt zwischen Individual- und Staatsgefühl, der Wunsch der Freiheit vom Staat, der doch vom Bürger geprägt wird und den deshalb eine Atmosphäre des Vertrauens umgeben soll, ist darum besonders beunruhigend, weil das öffentliche Gewissen des Deutschen, der Wille zur eigenen Verantwortung, ohnedies nicht seine starke Seite ist.

Auch das Zusammenleben ist komplizierter geworden infolge Übervölkerung, durch Zunahme der Einwirkungen des einen auf den anderen im Zuge der Weiterentwicklung der Technik. Deshalb beinhalten die immer größer werdenden Städte das Gefühl des Verlorenenseins, ganz im Gegensatz etwa zur gegenseitigen Angewiesenheit in einem Gebirgsdorf. Das Absinken des Verhältnisses zwischen den Menschen erkennt man z. B., wenn man bei uns an einer Straßenbahnhaltestelle wartet, wie sich die Späterkommenen auf Kosten der Zuerstgekommenen vorzudrängen versuchen (in England, in den USA und in der UdSSR erlebt man dies nicht). Wenn man in Österreich, in der Schweiz oder in Deutschland Auto fährt, ist man von der Gewissenlosigkeit, mit der viele Fahrer das Leben anderer aufs Spiel setzen, immer wieder bestürzt. Selbst wenn man Gedankenlosigkeit, Unvermögen im Vorausdenken und Unvernunft in Abzug bringt, decken diese Erscheinungen eine beträchtliche Selbstsucht und mangelnde Verbundenheit auf. All dies wäre vielleicht nicht so ernst zu nehmen, wenn der Deutsche nicht unbewußt dazu neigen würde, so gerne anderen beweisen zu wollen, daß er etwas sei, etwas zu sagen habe, Macht ausüben könne und im Recht sei. Nicht nur als Verkehrsteilnehmer wird einem dies auf Schritt und Tritt verdeutlicht. Mit dem uns vielfach gar nicht richtig bewußt werdenden Bestreben, Macht ausüben zu wollen, bildet die vorerwähnte Verantwortungsscheu einen äußerst besorgniserregenden Partner. (Vielleicht ist das Auto ein Symbol unseres Zeitgefühls: Macht [in PS] kombiniert mit Bequemlichkeit.) Von der Verantwortungsscheu zur Gleichgültigkeit und Verantwortungslosigkeit der großen Gesamtheit gegenüber ist nur ein gleitender Übergang. Sie wird uns in der Lohn-Preisspirale, bzw. in dem Versuch, Handelsspannen ohne ausreichende Gegenleistung, auf Kosten des Verbrauchers zu überhöhen (wie z. B. bei Obst- und Gemüseschwemmen) ebenfalls häufig genug vor Augen geführt.

Es gibt in geschichtlicher Sicht vorwiegend zwei grundsätzliche Möglichkeiten, um eine Gemeinschaft zusammenzuhalten: den Staat als Schutzmacht der Freiheit, aber im Rahmen der Einsicht und des sittlichen Willens des einzelnen, oder aber

den Staat als geistige, wirtschaftliche und soziale Norm mit dem Recht als Instrument staatlicher Macht. Die Unterscheidung „freie“ und „unfreie“ Welt scheitert daran, daß jeder unter Freiheit etwas anderes versteht; es müßte genauer heißen: „Welt, aufbauend auf dem Verantwortungswillen des einzelnen“ oder aber: „Welt, aufbauend auf einer völligen Unterordnung des Menschen unter eine Organisation, unter ein kollektives System, das sich mit der Verantwortung auch die Verfügungsrechte zubilligen“. Denn zur staatlichen Initiative, zur Versorgung durch den Staat, gehört die staatliche Verantwortung, zur eigenen Freiheit die geistige Verantwortung diesem Staat gegenüber, insbesondere bei der machtausübenden Schicht.

Soll sich das Ausmaß des staatlichen Eingriffes – bei dem man nie weiß, wo er endet – dieses ewige Ressort- und Machtstreben, in Grenzen halten, dann muß auch der einzelne viel mehr für die Gemeinschaft, in der wir leben, tun als heute. Die Erkenntnis der Rolle, die er als Vorbild für die Neubildung einer Gemeinschaft spielt, ist recht alt, nur fällt es eben den Menschen erfahrungsgemäß immer schwer, die Kraft aufzubringen, um Einsicht in Tat umzusetzen. Die Wege werden sichtbarer, wenn wir die wichtigsten Haftstellen mit der Umwelt, alles, was Freiheit auf dem Hintergrund der Bindung bedeutet – Familie, Schule und Arbeitsstätte – einmal unter diesem Gesichtspunkt betrachten.

Unsere Möglichkeiten

Familie: Sind die Erziehungsmaßnahmen, denen das Kind unterworfen wird, zunächst „dirigistischer“ Natur, so vermindert sich der Erziehungsdruck in dem Maße, in dem das Gefühl für sittliche Maßstäbe entsteht, das Kind die Notwendigkeit des tätigen Einfügens in einen gegebenen Rahmen erkennt, es zum Gedeihen dieser kleinen Gemeinschaft nach seinen Kräften mithilft. Das Elternhaus vermittelt (oder sollte vermitteln) die ersten entscheidenden Eindrücke vom Wahren und Guten. Was wir an Gemeinsinn besitzen, verdanken wir zunächst unseren Eltern: von ihrem Beispiel der Uneigennützigkeit Menschen gegenüber zur Selbstentäußerung für eine Sache ist nur ein Schritt. Im Elternhaus werden die ersten echten Kontakte von Mensch zu Mensch geschaffen, es entsteht das Gefühl der Wärme und des menschlichen Interesses, deren wir in der Folge so bedürftig bleiben. Alle sind wir einmal uneigennützig geliebt worden, nur vergessen wir allzuleicht, daraus die Folgerungen und Verpflichtungen in bezug auf andere abzuleiten.

In der Ehe lernen wir in einem zweiten Ich zu denken und zu leben, erfahren die seelische Opferfähigkeit des Partners, durch ihn gelangen wir zu einer höheren geistigen Stufe und wir lernen erneut wie im Elternhaus – nur weit besser, da wir inzwischen reifer geworden sind –, welches Glück es bedeutet, für andere sorgen zu dürfen. Durch das gegenseitige Aufeinanderangewiesensein und durch die

Auflösung der Grenzen zwischen Geben und Nehmen bildet eine gute Ehe ebenso sehr eine starke Brücke zur Umwelt, wie eine schlechte Ehe zu Neurosen, Minderwertigkeitskomplexen und zu verstärkten Ansprüchen an die materielle Welt führt.

Schule: Die Schulbildung in den entscheidenden Jahren erscheint bei uns als das schwächste Glied in der Kette, denn sie wird allzu häufig von dem Bestreben geleitet, Wissen in Köpfe abzufüllen, uns zu Leistungsmaschinen zu erziehen, wogegen meist das Gegengewicht fehlt: Freude an den tiefen Geheimnissen der Natur und Kunst zu vermitteln (um Gefahren der „Langeweile mit sich selbst“ – mit dem Transistorradio in der freien Natur als Symbol – zu immunisieren), Menschen heranzubilden, in denen die Verantwortung für die Welt, in der wir leben, reift. Sicherlich entwickelt vor allem die höhere Schule selbständiges logisches Denken, prägt einen arbeitsamen, beruflich tüchtigen Menschen, ja sie produziert jene rastlose Arbeitsfähigkeit, die an Fanatismus grenzt, aber auch jenen Ehrgeiz, stets der erste sein zu wollen, der uns Deutsche zu so schlechten Verlierern und wegen allzu leichter Mißachtung der Spielregeln (neben einem oft recht bedrohlichen Hang zum Hemmungslosen) nicht sonderlich beliebt in der Welt macht. Gerade die Ehrfurcht vor dem lebenslangen Bemühen des einen oder anderen unserer weisen, gütigen Lehrer zwingt folgendes auszusprechen: gegen einen selbstgerechten, übermäßig autoritätsbeflissenen Lehrer ist der Schüler nahezu machtlos, dieser kann fast unbehindert seinen Einfluß auf die jungen Herzen ausüben, daß „Macht vor Recht“ geht. Und könnte diese Erfahrung nicht eine der Ursachen sein, daß wir Deutsche viel leichter und öfter als Angehörige anderer Nationen uns zu dem entwickeln, was man so anschaulich als „Radfahrernatur“ bezeichnet? Könnte hier nicht ein Nährboden für die Quelle allen Übels, die Überspannung des Bogens staatlicher Exekutive, zu suchen sein? Wenn es in jungen Jahren eines gewissen Zwanges bedarf, dann doch in erster Linie dazu, um den einzelnen zum sittlichen Verantwortungsgefühl der Gemeinschaft gegenüber zu erziehen; denn der Gemeinsinn ist kein Naturtrieb, da er hunderttausende von Jahren zur Erhaltung der Art – abgesehen von der Familie – keiner zwingenden Notwendigkeit entsprach. Wie selten pflegen doch Menschen z. B. im Beruf wegen mangelnder fachlicher Tüchtigkeit zu scheitern! Meist stehen sie sich wegen Verkümmern anderer Eigenschaften selbst im Wege: falsche Selbsteinschätzung, mangelnde Härte gegen sich, Imstichlassen von Menschen, die einem Gutes getan haben, Rechthaberei anstelle von Redlichkeit, fehlende Verantwortungsfreudigkeit, fehlende Beherrschtheit, dem Unrecht entgegenzutreten und das als richtig Erkannte gegen Unbequemlichkeiten durchzusetzen, kurz Mangel an Haltung und Maß in Stunden der Bewährung. Sicherlich ist die Schule keineswegs für alle diese Mängel verantwortlich zu machen – wie oft ist Unvernunft oder Schwäche der Eltern die Hauptursache – aber werden sie behoben, wenn die Schule die reine „Ausbildung“ in den entschei-

denden Jahren innerhalb der ersten Gemeinschaft, die die Überleitung zu einer größeren vorstellt, überbewertet?

Die zunehmende Schwäche der westlichen Position geht – bei stark zunehmenden Reibungsmöglichkeiten – auf eine gleichzeitig abnehmende Einfühlungs- und Einfügungsfähigkeit des modernen Menschen in Situationen, auf eine mangelnde Hinwendung zu anderen Menschen, ja auf eine bedrohliche Verkümmernng des „Organs“ hierfür (dies ist das Besorgniserregendste) zurück. Wo kann Einfügung besser gepflegt werden als bei der ersten Berührung der jungen Menschen mit der Umwelt? Nicht umsonst legt der dialektische Materialismus soviel Wert auf die Gemeinschaftserziehung der Jugend, die amerikanische Erziehung auf die Eingliederung in eine Gruppe, in der soziale Aufgaben zu erfüllen sind, und wird dem Engländer diese (oft monoton anmutende) eingefleischte innere Diszipliniertheit anerkennen. Bei der Jugend wäre jedenfalls auch bei uns der erste Hebel anzusetzen. Da so viele Schwierigkeiten und Reibungen im späteren Leben darauf beruhen, daß man in der Jugend zu wenig gezwungen ist, darüber nachzudenken, wie die eigenen Handlungen vom Nächsten aufgenommen werden, erscheint ein sozialer Dienst (Soziales Jahr für die Kirche bzw. Diakonisches Jahr) unbedingt nötig.

Noch einige Worte zu den Universitäten, die in erster Linie dazu berufen sind, die Freiheit des Geistes, Kritik und Verständnis zu pflegen und Charaktere zu bilden. Auch hier stellen sich Zweifel ein, ob die Äquivalenz zwischen Freiheit und Verpflichtung in allen Fällen gewahrt bleibt, wenn man z. B. beobachtet, wie weit ein Student der Willkür eines Prüfenden ausgeliefert sein kann oder wenn man Beharrungsvermögen oder aber Verlangen nach Ruhm gegen die ewigen geistigen Werte abwägt. Die akademischen Freiheiten werden in einer sich uniformierenden Welt nur erhalten bleiben, wenn wir sie durch unsere Haltung immer wieder erneut rechtfertigen und die zukünftige Führungsschicht kritischer auf die Gemeinschaft hin orientiert wird.

Arbeitsstätte: Am Arbeitsplatz wiederholt sich das im kleinen, was uns in der Welt im politischen Raum so scharf trennt: es ist um so mehr Dirigismus nötig, je weniger Selbstverantwortlichkeit der einzelne hat. Dazu kommt noch, daß der Großbetrieb schon aus organisatorischen Gründen viel Dirigismus erfordert; in kleineren Betrieben ist die Aufrechterhaltung des Gefühls der Zusammengehörigkeit, die Schaffung gegenseitigen Vertrauens, sehr viel leichter erreichbar.

Die Gegenkraft gegen eine soziale Zwangsordnung von außen kann nur eine freiwillige soziale Ordnung von innen heraus sein. Sie wird auszuüben haben von der gleichen Wichtigkeit jedes Menschen in seinem Arbeitsfeld, sofern er seine Pflicht erfüllt. Davon wirklich durchdrungen zu sein, wie es z. B. in den USA oder auch in der Sowjetunion der Fall ist, vermeidet Minderwertigkeitskomplexe und damit Überkompensation durch Überheblichkeit. Die innere Achtung vor der

Arbeit und dem geistigen Wesen jedes Mitarbeiters ist das Fundament, auf dem alles aufbaut.

Der Arbeitende muß seinerseits lernen, eine Arbeit ihrer selbst wegen zu tun, einfach aus dem inneren Reichtum heraus, selbst im kleinen irgendwie schöpferisch sein zu können oder es zumindest besser zu machen als der beliebige Nächste, weil man an der Erfüllung seiner Pflichten wächst. Ein Mensch, der einer Sache, einer Idee zuliebe handelt, steigt von selbst in den Augen anderer und schafft sich den Vorteil innerer Anspruchslosigkeit und Gelassenheit.

Bleibt noch die Regelung des Verhältnisses zu Mitarbeitern und Untergebenen. Wir sollten die Ehrlichkeit besitzen, uns klar zu machen, daß der Marxismus seine tiefste Wurzel im Versagen zwischenmenschlicher Beziehungen hatte: als Folge des Mißbrauchs von Macht und Recht ist die Schrumpfung des Vertrauens, der Zusammenschluß der Schwächeren eine völlig natürliche Reaktion. Hier rächt es sich eben, daß man so primitiv erscheinende Regeln glaubt mißachten zu dürfen, wie: „Was Du nicht willst, was man Dir tu, das füg auch keinem andern zu“. Der Grat zwischen Glauben an den Menschen und pessimistischer „Organisiertheit“ der gegenseitigen Beziehungen ist aber leider schmal, die Massenproduktion weder dem Reifen eines sicheren Selbstwertbewußtseins noch dem unersetzlichen menschlichen Kontakt sonderlich förderlich. Wie blind sind wir für die menschlichen Probleme unserer nächsten Mitarbeiter oder unserer Untergebenen geworden, mit denen wir jahraus, jahrein zusammenleben! Niemand ist aber gerne eine Schachfigur. Wie wenig helfen wir selbst da, wo damit keinerlei persönliche Opfer verknüpft sind, wo es sich also nur um eine Höflichkeit des Herzens¹, um Hineindenken, um etwas Rücksichtnahme handelt. Die Aufgabe reicht aber weiter: sie umfaßt auch den Mut jedes Vorgesetzten, rücksichtslos Vordrängende, die Liebediener nach oben und Treter nach unten – so fachlich tüchtig sie auch sein mögen – nicht zu unterstützen, die offene Aussprache des kleinen Mannes vor dem Mächtigeren zu ermöglichen und diejenigen zu fördern, die bei durchschnittlicher Tüchtigkeit die charakterlichen Voraussetzungen für eine Arbeitsatmosphäre der Rechtchaffenheit mitbringen. Diese Auffassung mündet schließlich darin, in jedem Menschen das Gefühl zu erwecken, daß er wichtig ist, daß man der Ausgewogenheit von Rechten und Pflichten die Wege ebnet, die er fachlich und charakterlich zur Erhaltung seiner Persönlichkeit braucht, ohne die ja keine echte Gemeinschaft denkbar ist. Immer hat man dabei von dem Gefühl der Verantwortlichkeit auszugehen, in dem anderen ebenfalls einen leidenden Menschen zu sehen, mit dem man durch das gemeinsame Schicksal verbunden ist, und der den Wunsch hat, der

¹ Kleinigkeiten sind für die Verbesserung des Gemeinschaftsgefühls viel wichtiger, als man gemeinhin denkt: Rücksichtnahme auf den Mitarbeiter, ihm in die Hände zu arbeiten, die tägliche Lärmbelästigung des Nächsten zu verringern (der Staat schützt dagegen praktisch nicht), im Eisenbahnabteil freiwillig einen unbesetzten Platz freizumachen bzw. anzubieten, selbst wenn dies etwas beengt. Im Ausland kann man erleben, daß Lastwagen- und Autobusfahrer auf kurvenreichen Straßen regelmäßig von Zeit zu Zeit ihr Fahrzeug kurzfristig zum Stehen bringen, um Personenautos vorzulassen.

Verantwortung gerecht zu werden, mit der die Gemeinschaft ihn betraut hat, ob er sich nun seines Suchens bewußt ist oder nicht. Denn alles, was wir erwerben, hat tröstlicherweise ein anderer für uns hergestellt, damit wir leben können, und wir selber arbeiten auch nur scheinbar für uns; niemand könnte heute mehr ganz allein auf sich gestellt auf die Dauer für sich leben, selbst wenn er möchte. Die Arbeitsstelle ist infolge des gegenseitigen Aufeinanderangewiesenseins neben der Familie die zweite, nicht weniger wichtige, staatsbildende Kraft.

Der Ernst der Lage

Wir wollen kritisch genug sein, um der Tatsache ins Angesicht zu sehen, daß unsere augenblickliche wirtschaftliche Blüte und hohe Lebenshaltung zwar ein ausgezeichnetes Gegenmittel gegen Radikalisierung vorstellen, daß aber eben das, was uns sichern soll, die Aggregation zu Machtblöcken, ein zusätzliches Maß an Organisation, Vermassung, Lenkung und damit an Unfreiheit in sich birgt. Zu den Erfolgen einer disziplinierten Gesellschaftsordnung trägt anderseits bei, daß für die praktisch ungeschulten früheren Kolonialvölker – trotz aller Freiheitsliebe – die einfache, soziologisch in einer Organisation verankerte, mit klaren Plänen und mit dem Fortschrittsglauben verknüpfte Konzeption des Sowjetkommunismus vielfach einleuchtender sein dürfte als die der westlichen Welt. (Man bedenke beispielsweise die sozialen Verhältnisse in manchen mittelamerikanischen Staaten.) Was haben wir Zündendes entgegenzustellen? Wie oft kam es schon in der Weltgeschichte vor, daß mühsam aufgebaute Reiche im Wohlleben verweichlichten und dann von der Bühne der Weltgeschichte durch ein unverbrauchteres, abgehärteteres Volk verdrängt wurden? Alexander der Große brauchte nur zu zerschlagen, was innerlich schon krank war. Nicht anders wie bei j e d e r Institution entscheiden auch über Aufstieg und Niedergang der Kulturvölker die inneren Kräfte: man bedenke z. B., weshalb Rom als Weltmacht unterging und weshalb die Hellenen als Unterlegene – zumindest im Gedächtnis – Sieger blieben!

Die geistige Substanz ist auf lange Sicht stärker als Technik und Finanzmacht; selbst der Primat der Außenpolitik gegenüber der Gesellschaftspolitik ist nur ein scheinbarer, beruht auf einer bequemen Vertauschung von Ursache und Wirkung. Mächtig sind Staaten, die sich auf die selbstverständliche Hingabe ihrer Bürger in ihren Grundfragen verlassen können. In diesem Zusammenhang ist in den USA der Kampf um die Freiheit der Gesellschaft als eine tragende Idee eines ganzen Volkes zu werten. Aber kämpft der europäische Mensch – insbesondere wenn sittliche Wertmaßstäbe immerhin schwankend geworden sind und er übersättigt ist – nicht schlechter für eine Freiheit, der er sich (erstaunlicherweise) sicher glaubt, als für eine, die er verliert oder verloren hat? Die Menschen pflegen ja zumeist nur das Nächstliegende zu sehen. Werden Schwerfälligkeit, Bequemlichkeit, Gleichgültigkeit und eigennützige Begierden wie Streben nach individuellem Lebenserfolg

und Lebensgenuß nicht überwiegen? Wir sollten uns vor verhängnisvollen Selbsttäuschungen hüten: Die nächsten Jahrzehnte werden zeigen, wo das Leben von den heißeren Herzen getragen wird, ob die stärkeren moralischen Kräfte aus der kommunistischen Gesellschaftslehre oder aus den großen Religionen der übrigen Welt strömen, ob den christlichen Zielen eine soziale Form gegeben wird. Wir wissen nicht, wie es weitergeht; vielleicht verbleibt uns schon heute nur noch, die Verringerung der persönlichen Freiheiten zu verlangsamen oder dem Kommenden eine individuellere Prägung zu geben; möglicherweise bleibt uns nur noch, den richtigen (oder den bequemsten?) Mittelweg zwischen «Laissez faire» und autoritärem Regime zu finden. Eines ist aber ganz sicher, daß gesetzliche Regelungen nur die äußersten Grenzen markieren; asoziales Verhalten ist nicht unbedingt strafbar; hier klappt eine tiefgehende Lücke im moralischen Grundgefühl der westlichen Welt. Ob wir wollen oder nicht, wir leben in einer einzigen Welt. Damit ist die Antwort schon gegeben: Zwang als letzte Lösung oder Selbstzucht und öffentliches Gewissen des einzelnen. Letzteres bedeutet, daß jeder für alle verantwortlich ist, daß die Freiheit sich selbst bindet; denn alles, was wir tun und unterlassen, wirkt sich in unserer Umgebung in „Eindrucksstellen“ aus, deren Summe im Positiven und Negativen irgendwo und irgendwann zu Rückwirkungen führt. Zwischen den beiden großen Mächtigkeitsgruppen hätte das alte Europa mit seinen Tugenden und Talenten nochmals eine wirkliche Aufgabe².

Ähnlich wie nach dem Kriege müßte jeder erkennen, daß es von seinem eigenen freiwilligen Einsatz, von seinem Willen, so zu handeln, wie er selbst behandelt werden möchte, abhängt, ob und inwieweit die Notwendigkeit und Gefahr eines staatlichen Dirigismus, einer Entpersönlichung, weiter zunehmen wird oder ob die Freiheit in einer selbst geschaffenen Ordnung weitgehend erhalten bleiben kann. Ohne daß die Mitverantwortung durch Erziehung, Beispielgeben, Warnung zum echten Anliegen wird, ist die westliche Bastion auf die Dauer nicht zu halten. Sie ist darauf und daran, aus fehlender Rücksichtnahme und mangelnder menschlicher Fürsorge einzustürzen. An dem engebegrenzten Platz, auf dem jeder von uns steht, genügt es, wenn er seinen bescheidenen Einfluß ausübt und – dies ist ein großer Trost – es spielt dabei nicht einmal eine sonderliche Rolle, falls er dabei nur Teilerfolge erzielt, es kommt nur darauf an, daß er ein über das übliche Selbstinteresse hinausgehendes Ziel verfolgt. Die Mitschöpfung eines neuen Gemeinschaftsgefühls in lokalen Bereichen ist freilich nicht einfach, hier kommen wir nicht billig davon, hier gibt es keine käufliche Patentlösung, kein „Abschneiden von Kurven“, auch der Ruf nach einer starken rettenden Hand ist sinnlos; nur gelebte Überzeugungen erobern die Welt, und dies wohl auch nur dann, wenn sie mit Opfern für die Umwelt verknüpft sind. Ohne diese wird es nicht abgehen,

² Die Kooperation der Nationen bedarf als Grundlage der verständnisvollen Zusammenarbeit in kleinen Gemeinschaften. Jedes Gemeinwesen lebt von der sittlichen Gesundheit, von der Einsicht und Einsatzfreudigkeit seiner Glieder.

wenn wir unser geistiges Erbe bewahren wollen. Schließlich wird sich ein Stein zum anderen fügen, bis ein Wall öffentlicher Meinung gegen Skrupellosigkeit, Korruption und Unrecht entstanden ist. Falls wir uns nicht freiwillig einer solchen ordnenden Aufgabe unterziehen, wird das Schicksal irgendwann über uns hinwegfegen; denn den Gang der Welt können wir nicht aufhalten: die Spannungsfelder zwischen verschiedenen Begabungen und unterschiedlichen Verantwortlichkeiten, zwischen drängenden Wünschen und Bedürfnislosigkeit, zwischen Sicherheit und Freiheit, zwischen dem Wunsch nach Erkenntnis und Machtwillen, alle sozialen Beziehungen der Menschen streben unablässig einem Ausgleich zu. In der kritischen Einstellung und Verantwortung um die Sozietät treffen sich irgendwo Ost und West.

Als junge Eltern werden wir wohl erstmals gewahr, daß neues Glück und neue Pflichten zusammengehören. So oft im Leben möchten wir des ersten habhaft werden, ohne das zweite in Kauf nehmen zu müssen, aber es gelingt uns auf die Dauer nie. Wie sollten wir dann erwarten dürfen, daß es sich mit dem Machtzuwachs, den neuen Möglichkeiten, die mit den Fortschritten der Naturwissenschaften und Technik verbunden sind, anders verhielte? Es bedarf keiner dem Stand der Technik angepaßten Moral, um z. B. die Lautstärke eines Kofferradios so einzustellen oder ein Schwimmbecken so zu betreiben, daß niemand gestört wird. Schwieriger mag es schon sein, im Rahmen einer Neueinschätzung, der Gesundheit des Menschen stets die Priorität über Kosten- und Kraftersparnis zuzubilligen (Verringerung von vermeidbarem Moped- oder Fluglärm, der Verschmutzung von Luft und Wasser u. dgl.). Die tragende große Idee, nach der das technische Zeitalter oft so krampfhaft sucht, ohne die die technisch-wirtschaftlichen Errungenschaften wertlos sind und die technische Welt von Zerfall bedroht ist, ist längst vorhanden; ihre Verwirklichung ist uns lediglich zu unbequem. Wir erkennen: die Kluft zwischen Innerlichkeit (und Erkenntnisdrang) einerseits und dem heutigen technischen Zweckdenken anderseits würde überbrückbar, wenn jeder einzelne mit dem Geschaffenen zu helfen versucht, wenn wir uns unserer sittlichen Verantwortung der Gesellschaft gegenüber bewußt bleiben, die Macht im Dienst des Guten zu verwerthen und uns selbst dabei vergessen. Wir haben gar keine Wahl, ob wir wollen oder nicht: „Wenn nicht der einzelne sich bewußt wird, daß es gerade auf ihn ankommt und wenn er nicht handelt, wie wenn die Grundsätze seines Handelns die Grundsätze einer noch hervorzubringenden Welt sein sollten, dann ist die Freiheit aller verloren“ mahnt Jaspers. Denn was im großen geschieht, hat seine Quelle im kleinsten, also im Mut und in der Haltung, im „tue recht und scheue niemand“ des einzelnen Menschen. Ohne daß es oft noch in unser Bewußtsein vordringt, verdanken wir es den in der Stille Wirkenden, ihrer Barmherzigkeit und Güte, die nicht kleinlich wägt und zaudert, wenn in der Welt das Bewußtsein von der Würde des Menschen erhalten blieb: unseren Müttern, unseren Ehepartnern, Kranken-

schwwestern, der unabsehbaren Zahl von Namenlosen, die ohne besondere Anerkennung ihre Pflicht erfüllen und Opfer bringen. Die Rolle der Frau in der geheimnisvollen Stärkung, die wir durch selbstlose Hilfsbereitschaft und Geduld erfahren, ist ungeheuer. Immer noch geschieht das Wichtigste in der Stille.

All dies löst zwar noch nicht die Disharmonie unseres seelisch materialistischen Zeitalters mit seinen sich dauernd steigernden Ansprüchen, seinem Mangel an Geduld, Dinge aus sich selbst reifen zu lassen, seiner Furcht vor dem Alleinsein mit sich selbst, seiner geringen Verbundenheit mit den Wundern der Schöpfung, seinen Lautsprechern auf öffentlichen Plätzen hier und seinen Musikboxen dort. Da aber soziales Verantwortungsgefühl ohne Besinnlichkeit nicht denkbar ist, wird auf diese Weise der Mensch aus der Starrheit und Objekthörigkeit, aus dem Besitzkult, zum „Aus-sich-Herausgehen“, zur Entfaltung seiner Persönlichkeit in echten naheliegenden Zielen hingelenkt. Vielleicht wird es den modernen Menschen dazu veranlassen, darüber nachzudenken, weshalb wir an den Toten andere Eigenschaften hervorzuheben pflegen als an den Lebenden, und daß wahrscheinlich nur das wirklich zählt, was uns am Tage unseres Todes wesentlich erschien: irgendwo mit allen unseren Gaben das Notwendige getan – „die Forderung des Tages erfüllt“ – Menschen geholfen und sie geliebt zu haben, um daran zu wachsen und uns dadurch zu einem glücklicheren Zustand der Existenz emporzuheben. Die weisen Mütter aller Völker haben dies zu allen Zeiten gewußt.

„Hundejahre“

Beobachtungen zu einem zeitkritischen Roman

Paul Konrad Kurz SJ

Hochhuts „Stellvertreter“, Bölls „Ansichten eines Clowns“ und die „Hundejahre“ des Blechtrömlerautors Günter Grass¹ traten als die bedeutendsten literarischen Ereignisse des Jahres auf. Lautsprecherisch vorbereitet, vom Publikum sensationell empfangen, von der Kritik nachhaltig rezensiert, schaustellern sie mit anhaltendem Erfolg auf öffentlicher Bühne, interessieren den literarischen Weltmarkt: dreimal ein „teutonischer Nachtmahr“². Verhandelt wird in allen drei Stücken unsere

¹ Günter GRASS: *Hundejahre*. Neuwied und Berlin: Luchterhand 1963. 682 S. Lw. 24,50.

² So charakterisierte die „New York Times“ den Roman „Die Blechtrommel“.